

Rede von
Alexander Sperling zur Ausstellungseröffnung
„JETZT ERST RECHT. STOP ANTISEMITISMUS“
am 31. Oktober 2021 in Dortmund

Herzlichen Willkommen, meine Damen und Herren,
sehr geehrter Herr Bürgermeister Westphal,
Wir eröffnen heute eine bemerkenswerte Ausstellung. „Jetzt erst Recht - Stop Antisemitismus!“. In einer einzigartigen Initiative haben die Publizistin und Fotografin Sharon Adler sowie die Künstlerin Shlomit Lehavi Jüdinnen und Juden in Dortmund zu Antisemitismus und auch zu ihrem ganz normalen Alltag befragt.

Herausgekommen sind großartige Plakate mit ausdrucksstarken Statements: Wünsche, Träume und Forderungen von ganz normalen Frauen und Männern, von Jüdinnen und Juden, die hier zuhause sind.

Gnadenlos ehrlich sprechen sie aus, wie es Ihnen als deutschen Juden heute geht. Gemeinsam ist allen: Sie wollen Normalität ein gewöhnliches Leben in Deutschland frei von der Angst, im eigenen Land nicht erwünscht zu sein.

Igor Jablunowskij träumt zum Beispiel davon, dass irgendwann kein Polizeischutz vor jüdischen Einrichtungen mehr nötig ist. Der bisherige Student Dennis Khavkin schreibt: „Mehr Solidarität! Weniger leere Versprechungen!“

Und auch ich selbst bin Teil dieser Ausstellung und darf Sie außerdem heute hier als Vertreter des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Westfalen-Lippe begrüßen.

Es ist vielleicht das erste Mal, dass in einer Ausstellung so offen gezeigt wird, wie Juden sich in Deutschland fühlen. Was wir tagtäglich erleben, steht in dieser Form nicht in der Zeitung und wird so auch nicht von den großen

Medien aufgegriffen.

„Antisemitismus geht alle an“ – steht als Slogan auf dem Plakat von Adrian B. So ist es: Antisemitismus ist kein jüdisches Problem, kein Thema, das nur Juden angeht, sondern eben auch alle deutschen Bürger, die keine Juden sind. Antisemitismus ist ein Angriff auf unsere gesellschaftlichen Werte und unsere demokratische Grundordnung.

Ich persönlich würde mich als Jude am liebsten gar nicht mit Antisemitismus beschäftigen

Würde am liebsten kein Wort darüber verlieren:

Nur geht das leider nicht mehr. Es scheint bedauerlicherweise notwendig, dass wir Juden heute wieder die Abscheulichkeit dieses antisemitischen Hasses verdeutlichen müssen.

Viel lieber würde ich Ihnen einfach nur erzählen, wie prima es ist, Jude zu sein - so steht es auch auf meinem Plakat. Denn es ist schön, unsere jüdische Tradition zu bewahren, es ist wichtig unser Judentum zu festigen und es macht Spaß, Jüdischkeit zu erleben.

Selbstbewusstes Judentum ohne Angst, ohne Bedenken, ohne Einschränkungen:

Auf Augenhöhe mit einer nichtjüdischen Umwelt.

Das wäre echte Normalität.

Was irgendwelche Antisemiten davon halten, müsste uns dabei eigentlich völlig egal sein.

Doch die Gefahr für Juden besteht und lässt sich nicht einfach ignorieren. Auch im Jahr 2021 ist unser Leben in Deutschland noch weit davon entfernt, „normal“ zu sein. Für unsere Kinder ist es „normal“, wenn die Polizei vor der Synagoge steht, dass sie durch eine Sicherheitsschleuse in die jüdischen Kindergärten und Schulen gehen, und, dass bei Ausflügen immer die Security

dabei sein muss. Ein Alltag, der sie ständig daran erinnern könnte, dass ihr Leben eben nicht „normal“ ist.

Die Sicherheit ist beim Besuch jüdischer Einrichtungen in Deutschland immer gewährleistet, auch dank guter Zusammenarbeit mit den Behörden. Wie gefährdet jüdisches Leben durch Hass auf uns aber dennoch sein kann, mussten wir schon zu oft leidvoll erfahren.

Wir fühlen uns hier wieder zuhause, sicher und gut aufgehoben, aber es bleibt immer auch ein Zweifel.

Denn auch wenn Antisemitismus inzwischen mehrheitlich geächtet wird, war antisemitisches Gedankengut nie ganz weg.

Vor zwei Jahren hat uns Juden dann der feige, brutale Angriff auf Betende in der Synagoge in Halle regelrecht erschüttert. Am höchsten jüdischen Feiertag Yom Kippur gab es vor wenigen Wochen für viele fast eine Art Déjà-vu-Erlebnis, als wir nach oder während des Gottesdienstes von dem vereitelten Anschlagversuch in Hagen erfahren haben.

Hier in unserer Nachbarstadt!

Es macht sich bei manchen das bedrückende Gefühl breit: „Die Einschläge kommen näher“.

Unzählige weitere antisemitische Vorfälle der vergangenen Jahre tragen weiter zu dieser Verunsicherung bei.

Keiner dieser Anschläge und Übergriffe der letzten Zeit kam für uns jedoch wirklich überraschend, denn die meisten Juden merkten schon länger, dass sich wieder etwas verändert hatte.

Manche Form des mehrheitlich fast überwunden geglaubten Antisemitismus war schon vorher wieder spürbar virulent geworden.

In ganz Deutschland, in der Politik, in den Medien, ist der deutliche Aufschrei nach einem heftigen antisemitischen Ereignis jedes Mal groß.

Diese fortwährende Solidarität macht uns Mut.

Immerhin ist und bleibt direkter offener Antisemitismus in der

Mehrheitsgesellschaft absolut verpönt.

Indirekter unterschwelliger Antisemitismus jedoch findet kaum Beachtung. Zu häufig werden verhetzende Aussagen z.B. bei Verschwörungsmithen, Schoahrelativierung oder Israelbashing kaum in der Zivilgesellschaft als antisemitisch erkannt, geschweige denn abgewehrt.

Ob von rechter, linker oder muslimischer Seite, ob an Schulen, am Arbeitsplatz, in der Straßenbahn, in politischen Diskussionen oder in den sozialen Netzwerken. Es scheint geradezu en vogue zu sein, Sprüche gegen Juden oder gegen Israel zum Besten zu geben.

Israelbezogener Antisemitismus fängt bei einseitiger und nicht selten tendenziöser Berichterstattung über Israel an und hört nicht bei israelfeindlichen Demonstrationen in deutschen Städten auf. Die Antisemiten nutzen gezielt den jüdischen Bezug zu Israel für ihre eigene Hetze. Man kann daher Antisemitismus kaum glaubhaft bekämpfen und gleichzeitig unsolidarisch mit Israel sein.

Wir Juden werden immer ein besonderes Verhältnis zum Staat Israel haben, unabhängig von politischen Entscheidungen der jeweiligen Regierung. Wir sind Deutsche, wir haben den jüdischen Glauben, durch den wir schon immer mit Israel verbunden waren, aber: „Wir sind nicht die Botschafter des Staates Israel“. Diesen Satz hat übrigens die Abiturientin Lisa Tabatchnikov auf ihre Tafel geschrieben. Für viele unserer Großeltern wäre das englische Mandatsgebiet Palästina der einzige Zufluchtsort vor den Gaskammern gewesen. Heute ist Israel die Lebensversicherung für jeden Juden auf der Welt.

Daher können und müssen wir Solidarität mit Israel auch von der deutschen Politik und vor allem von der deutschen Gesamtgesellschaft einfordern.

Deutschland ist unsere Heimat. Wir wollen und werden uns hier nicht verstecken. Doch leider wird es auch zunehmend riskanter, die Symbole unserer Religion, zum Beispiel einen Davidstern an der Kette und die Kippa, in

der Öffentlichkeit zu tragen. Manche verstecken den Magen David unter dem Hemd und die Kippa unter einer Mütze. Manche raten sogar ganz davon ab, die Insignien unseres Glaubens auf der Straße zu tragen.

Aber, was bedeutet das konkret? Wer eine Kippa trägt, ist selbst schuld, wenn ihm etwas zustößt? Wer einen Davidstern an einer Kette hat, geht auf eigenes Risiko auf die Straße? Soweit darf es niemals kommen, wie auch Lisa Lubarov in ihrem Statement fordert. Es ist eben nicht der jüdische Bürger dafür verantwortlich, dass er angegriffen wird. Schuld ist immer der Angreifer, derjenige, der beleidigt und diffamiert.

Zuletzt wurde sogar die Corona-Politik mit dem Holocaust verglichen. Impfgegner stellten sich in eine Reihe mit verfolgten Juden und trugen einen Judenstern. Eine Beleidigung für all unsere Großeltern, die noch solch einen Judenstern tragen mussten und damit der Verfolgung preisgegeben wurden. Andererseits wird ganz unverhohlen den Juden und „Zionisten“ die Schuld an der Pandemie gegeben.

Vielleicht sollten sich die Verschwörungstheoretiker darüber einigen, ob sie wie die Juden sind, oder, ob sie den Juden die Schuld geben.

Aber eines ist ganz klar: Wer einen Judenstern dazu missbraucht, sein queres Weltbild zu verbreiten, ist ein Antisemit.

Doch der Aufschrei der Mehrheitsgesellschaft verhält bei den abstrakten Formen des Antisemitismus.

Die Ursachen und die Ursprünge von indirektem Antisemitismus werden weiterhin nicht entschieden genug bekämpft.

Unterschwelliger Antisemitismus bleibt in den Köpfen.

Empathie mit Juden fehlt.

In unseren Gebeten und Traditionen sprechen wir von Le Dor Wa Dor. Auf deutsch: von Generation zu Generation.

Wir können nichts für das Leid unserer Eltern und Großeltern. Genauso wenig können andere etwas für die Taten ihrer Großeltern. Doch die Geschichte und furchtbaren Erfahrungen unserer Familien wird immer ein Teil unserer Gegenwart sein.

Die Ächtung von deutlich erkennbarerem Antisemitismus funktioniert aufgrund dieser Geschichte noch gut.

Empathie für lebende Juden, die man bräuchte, um auch unterschwelligen Antisemitismus ein für alle Mal loszuwerden, stellt sich so jedoch nicht ein.

Der Duden beschreibt Empathie als die „Bereitschaft und Fähigkeit, sich in die Einstellungen anderer Menschen einzufühlen“.

Das geht jedoch nur durch gegenseitiges Kennen und voneinander lernen. Mit mehr Verständnis ÜBER und FÜR das Judentum ließen sich viele Grundlagen des Antisemitismus beseitigen. Mehr Empathie ist aber auch in Bezug auf den Staat Israel dringend nötig.

Kinder lernen von ihren Lehrern und Lehrerinnen, von ihrer Familie, ihren Freunden und aus den Medien. Man kann ihnen also fast keinen Vorwurf machen, wenn sie Juden nur als Opfer des II. Weltkrieges sehen und ansonsten als vermeintliche Besatzer in Israel. Denn vorwiegend kommen Juden nur als solche in Schulbüchern, Fernsehsendungen und im Alltagsbewusstsein vor. Die meisten Kinder und Jugendlichen kennen keine anderen jüdischen Kinder, waren noch nie in einer Synagoge oder haben jemals an einem jüdischen Fest teilgenommen.

Wer wirkliche Empathie wecken will, schafft daher Räume für Begegnungen. Die Initiative „Meet a Jew“ des Zentralrats der Juden in Deutschland vermittelt zum Beispiel jüdische Jugendliche in Schulklassen. Sie berichten über ihre Feiertage, ihre Traditionen und ihren normalen Alltag als junge Juden in Deutschland. Schnell merken die Schüler und Schülerinnen, wie gering die Unterschiede zu den jüdischen Jugendlichen tatsächlich sind. Barrieren

aufbrechen, Hemmungen überwinden und bereit sein, die Kulturen der anderen kennenzulernen. Nur durch nachhaltige Investition in die Jugend kann unsere gemeinsame Zukunft gesichert werden!

Doch wir Juden sind noch weit davon entfernt, hier in Deutschland auf eigene Initiative flächendeckend Empathie wecken zu können.

Wir sind vor allem einfach zu wenige.

Um jedem die Möglichkeit zu geben, lebendigem Judentum zu begegnen, bräuchte es mehr.

Eine erfolgsversprechendere, wenn auch teure Alternative hierfür wären flächendeckende Austauschprogramme mit Israel. Ideal wäre es, wenn jeder Schüler einmal die Gelegenheit hätte, nach Israel zu reisen.

Nicht nur zu KZ-Gedenkstätte, wie es oft zur Antisemitismuseindämmung gefordert wird.

Das Gedenken an die Schoah in Yad Vaschem und die Begegnung mit lebendigem, jungem und schönem Judentum im israelischen Alltag ließen sich so miteinander verbinden.

Eine bessere Impfung gegen Antisemitismus kann kein Arzt verschreiben.

Und noch etwas fehlt vielen Juden in Deutschland, um eigenständig Empathie wecken zu können:

Die Selbstsicherheit das eigene Judentum öffentlich zu machen.

Vor allem müssen wir daher dringend unsere jüdischen Kinder und Jugendlichen fördern und stärken. Empowern, wie man heute sagt. Es ist unsere Aufgabe, ihre jüdische Identität und ihr Selbstbewusstsein zu festigen. Die Jugendarbeit ist daher ein Schwerpunkt in unseren jüdischen Gemeinden in Deutschland. In jüdischen Kindergärten, Grundschulen und ganz besonders in den Jugendzentren und auf Ferienfreizeiten, auf Machane, erleben Heranwachsende Jüdischkeit, Zusammengehörigkeit und haben Spaß miteinander: erleben sie die Normalität des Jüdisch seins. Diese gemeinschaftlichen Erfahrungen stärken sie, um auf Augenhöhe mit einem

nichtjüdischen Umfeld umgehen zu können.

Auch ich war viele Jahre in der jüdischen Jugendarbeit aktiv, zuerst als Kind, später selbst als Leiter – als Madrich. Es ging mir immer darum, positive, jüdische Erfahrungen zu erleben und sie an die Jugend weiterzugeben. Ganz im Sinne unserer biblischen Tradition: Le Dor Va Dor. Von Generation zu Generation.

Ich freue mich auf viele Generationen gemeinschaftlichen Lebens als Juden und Nicht-Juden, als Freunde, als Nachbarn und als Partner auf Augenhöhe. Mein Wunsch für die Zukunft: Eine Ausstellung nur mit Schildern, auf denen steht:

Jude zu sein ist toll und das ganz besonders in Deutschland... vor allem in Dortmund